

1. Der Blick auf die Welt

Ein Freundschaftsspiel

Es sollte ein Freundschaftsspiel werden, als am 6. Oktober 2001 die französische gegen die algerische Nationalmannschaft antrat. Die Ansetzung war in mehrerlei Hinsicht ein Heimspiel: Nicht nur, dass Les Bleus als klarer Favorit gehandelt wurde; das Spiel fand auch im Stade de France statt, das sich in der französischen Hauptstadt befindet. Eine besondere Brisanz haben Freundschaftsspiele normalerweise nicht – vielmehr dienen sie dazu, auch mal die eine oder andere Umstellung in der Aufstellung auszuprobieren oder ein wenig mit der Taktik zu experimentieren. Auch sind sie nicht Teil eines Wettbewerbs, der einen besonders harten Spielstil rechtfertigen würde, weshalb die Emotionen weniger hochkochen und grobe Fouls eher eine Seltenheit darstellen. Die externen Faktoren werden also – so weit, wie es im Profifußball möglich ist – auf ein Minimum reduziert: Der Ball ist rund, das Runde muss ins Eckige, das Spiel dauert 90 Minuten.

Nun – in diesem Fall nicht. Das Spiel dauerte keine 90, sondern nur 78 Minuten, und Emotionen kochten nicht nur hoch, sie schäumten förmlich über und entluden sich schließlich 12 Minuten vor dem Schlusspfiff. In Scharen stürmten Fans das Spielfeld, sodass die Ordner der Lage nicht mehr richtig Herr werden konnten und das Spiel vorzeitig abgebrochen werden musste. Auf der Tafel stand zu diesem Zeitpunkt ein Spielstand von 4:1, doch über das Ergebnis und gar die spielerischen oder taktischen Feinheiten, die hier of-

fenbar den Unterschied gemacht hatten, wollte an diesem Abend niemand reden. Stattdessen konzentrierten sich die Nachberichte auf insgesamt 17 Festnahmen und auf das nach wie vor belastete Verhältnis zwischen Frankreich und Algerien. Die Spieler waren vielleicht für ein Freundschaftsspiel bereit – die Fans jedoch waren es noch nicht.

Frankreich und Algerien haben eine gemeinsame Historie, deren Wunden bis heute deutlich sichtbar sind. Die Ursprünge liegen dabei in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Frankreich gehörte zu den besonders aktiven Ländern der Kolonialzeit, was – ähnlich wie in den meisten anderen europäischen Ländern auch – nach wie vor nicht sonderlich gewissenhaft aufgearbeitet, sondern gerne schnell unter den Teppich gekehrt wird. Etwaige Verfehlungen der Vergangenheit macht man so zwar nicht ungeschehen, aber zumindest kann man sie auf diese Weise weitestgehend aus dem kollektiven Gedächtnis der Nation verdrängen, ohne jedoch auf die dadurch entstandenen Vorzüge verzichten zu müssen. Anders gesagt: Man muss nicht tagtäglich darüber sprechen, dass die eigenen Vorfahren ganze Länder systematisch ausgebeutet haben – auch wenn man tagtäglich von den Folgen profitiert. Und dann setzt man eben etwas blauäugig ein Freundschaftsspiel mit der ehemaligen Kolonie an, ganz so, als sei ja alles nicht so schlimm gewesen und als könne man mit einem Fußballspiel alles vergessen machen.

Der französische Kolonialismus

Bereits Mitte des 16. Jahrhunderts hatte Frankreich damit begonnen, erste Kolonien zu erobern – zunächst die heutzutage als »Neufrankreich« bekannte Region in Nordamerika, die heute zum Osten Kanadas gehört. Später folgten östliche Teile der heutigen USA sowie diverse karibische Inseln, zudem ein Teil von Indien. Die Europäer teilten die kolonialisierten Gebiete jedoch nicht immer in Absprache untereinander auf, sondern kämpften auch gegenseitig

darum, weshalb Frankreich bestimmte Gebiete wiederum an Großbritannien und Spanien abtreten musste. Bis 1763 verlor Frankreich daher zunächst einen Großteil der eroberten Gebiete wieder, lediglich den Senegal konnte man halten.

1830 nahm mit der Eroberung von Algerien die zweite Phase der französischen Kolonialzeit ihren Anfang, in deren Verlauf vor allem Afrika ins Visier genommen und vom Nordwesten in Richtung Zentrum vorgedrungen wurde – Historiker sprechen hier vom »zweiten Kolonialreich«. Im Großteil der nun eroberten Gebiete war die Bevölkerung muslimischen Glaubens, weshalb Frankreich sich das Ziel setzte, eine »puissance musulmane« zu werden – eine imperiale Macht mit Kontrolle über muslimische Untertanen.

Der Zerfall des französischen Kolonialreiches begann mit dem Ende des Zweiten Weltkriegs, bedingt auch durch antikoloniale Bewegungen. Allein im sogenannten »Afrikanischen Jahr«, das auf 1960 datiert, erlangten insgesamt 14 französische Kolonien die Unabhängigkeit. Ursprünglich plante Frankreich unter Charles de Gaulle, seine Kolonien in einer »Union française« weiterhin an sich zu binden, wobei ihnen zwar humanere Bedingungen eingeräumt werden sollten, eine Selbstregierung jedoch ausgeschlossen gewesen wäre. Bei einem Referendum im Jahr 1958 zogen es die meisten Kolonien sogar vor, in gewisser Weise mit Frankreich verbunden zu sein. Doch nach und nach brach das Kolonialreich in sich zusammen.

Einen Sonderfall bildet hierbei Algerien, das Frankreich ab 1830 zu erobern begann. Auslöser war ein Streit über die Rückzahlung von Schulden gewesen, doch kam der Anlass den Franzosen durchaus gelegen, konnten sie ihn doch als Vorwand zum Gewinn einer weiteren Kolonie nutzen. 1870 war schließlich der Großteil des Landes von französischen Truppen besetzt. Bis Mitte des 20. Jahrhunderts wollte Frankreich Algerien nicht kampflos in die Unabhängigkeit überlassen. Der daraus resultierende Krieg begann 1954 und sollte acht Jahre dauern, wobei die Franzosen auch vor Menschenrechtsverletzungen wie Folter nicht zurückschreckten. 1961

demonstrierten zehntausende Algerier in der französischen Hauptstadt für die Unabhängigkeit Algeriens – eine nicht angemeldete, aber friedliche Demonstration, die blutig niedergeschlagen wurde und als »Massaker von Paris« in die Geschichte einging. Die Polizei sprach zunächst von nur drei Opfern, spätere Quellen gehen von mehr als 300 aus. Im Jahr darauf endete der Krieg schließlich, über 99 % der Algerier stimmten für die Unabhängigkeit ihres Landes. Die genaue Zahl der Kriegsoffer ist stark umstritten, die Angaben reichen von 300.000 bis hin zu anderthalb Millionen.

Die Aufarbeitung des Algerienkrieges begann in Frankreich erst in den 1990er Jahren, doch bis heute schwankt man hier zwischen Verdrängung, Vertuschung und zögerlich erfolgenden Schuldeingeständnissen. Noch im Dezember 2017 sah sich Emmanuel Macron großer Kritik ausgesetzt, als er besagten Krieg als »Verbrechen gegen die Menschlichkeit« bezeichnete. Auch über 50 Jahre nach seinem Ende offenbart eine Diskussion über den Algerienkrieg noch gänzlich unvereinbare Positionen innerhalb der französischen Gesellschaft. Der damit verbundene Erinnerungsdiskurs erfolgt teilweise auch vor dem Hintergrund aktuellerer Themenkomplexe, allen voran den mittlerweile dauerpräsenten Debatten über Migration, Rassismus, Religion und nationale Identität, und auch hier ist ein breites Spektrum an Meinungen vertreten – je nachdem, in welchem politischen Lager man sich verortet. Als Land, das den Gedanken von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit in die Welt gebracht hat, tut sich Frankreich besonders schwer damit, die Verbrechen aus der Vergangenheit korrekt einzusortieren.

Das Freundschaftsspiel stand also von Beginn an unter keinem guten Stern – was einige Akteure auch schon im Vorfeld deutlich zu spüren bekamen. So erhielt beispielsweise Zinedine Zidane, einer der damaligen Superstars in der französischen Nationalmannschaft, einem Bericht der Sport-Tageszeitung *L'Équipe* zufolge Morddrohungen. Das Motiv dürfte dabei leicht auszumachen sein: Zidane hat algerische Wurzeln, lief aber für Frankreich auf. Ein Aufgebot von mehr als tausend Polizisten sollte daher vor Ort für Sicherheit

sorgen und kontrollierte die Fans am Eingang des Stadions. Aggressiv war die Stimmung unter den Fans dennoch: Schon kurz nach der Halbzeit bewarfen einige von ihnen den französischen Premierminister Lionel Jospin mit Plastikflaschen und Dosen. Zuvor hatte Algerien das vierte Tor kassiert. Als die Lage in der 79. Minute eskalierte, konnten auch die zahlreichen Polizisten und die Aufforderungen des Stadionsprechers, doch bitte wieder zurück auf die Ränge zu gehen, nichts mehr daran ändern.

Treffen im Élysée-Palast

Ganze 17 Jahre später, im Februar 2018, lud der französische Präsident Emmanuel Macron zu einem Treffen in Paris ein, um über die Förderung von Sportprojekten auf dem afrikanischen Kontinent zu sprechen. Die Runde war hochkarätig besetzt: George Weah, der Weltfußballer des Jahres 1995 und im Januar 2018 zum liberianischen Präsidenten gewählt, nahm ebenso daran teil wie Didier Drogba, der zweimal den Titel »Afrikas Fußballer des Jahres« erhielt. Komplettiert wurde das Quartett durch den damals 19-jährigen Kylian Mbappé, der schon zu diesem Zeitpunkt als eines der wertvollsten Talente auf dem gesamten Globus gehandelt wurde.

Man tut nicht falsch daran, derlei Treffen in erster Linie als PR-Events zu begreifen, und doch darf deren Bedeutung nicht unterschätzt werden. Es ist bezeichnend, dass das Oberhaupt eines der einflussreichsten europäischen Staaten sich mit zwei ehemaligen Spitzenfußballern, darunter ein heutiger Politiker, und dem wohl wertvollsten Fußballer der Gegenwart trifft. Man hätte das Thema genauso gut mit Funktionären von Wohltätigkeitsorganisationen, mit Botschaftern und Spendern aus der Privatwirtschaft besprechen können. Macron jedoch entschied sich anders und konnte in Folge dessen sein Image als Staatsmann mit einer besonderen Nähe zur Jugend festigen. Der Fußball scheint hierbei in weiten Teilen nur ein Mittel zum Zweck zu sein, doch erscheint er gleichzeitig als un-

verzichtbar, wenn man den Mangel an möglichen Alternativen bedenkt, mit denen Macron eine ähnliche Außenwirkung hätte erzielen können. Gleichzeitig veranschaulicht es auch den Einfluss, den Namen wie Weah, Drogba oder Mbappé mittlerweile haben. »Ich habe an diesem Essen teilgenommen, weil mir die Entwicklung des Sports in Afrika sehr am Herzen liegt. Auch wenn ich Franzose bin, so habe ich afrikanische Wurzeln. Wenn ich mit meiner Bekanntheit und meinen Projekten zur Entwicklung des afrikanischen Sports beitragen kann, ist mir das eine große Freude« (ligue1.com, Übers.: M. L.), ließ sich Mbappé im Anschluss an das Gespräch zitieren. Es ist nur eine von vielen Episoden, in denen Fußball und Politik Hand in Hand gehen. Die Symbiose ist dabei mitunter freiwillig, in vielen Fällen jedoch unvermeidlich – und spiegelt dabei eine immer komplexere, global vernetzte Welt wider.

Fußball als Brille

Man kann die Welt auf gänzlich unterschiedliche Arten betrachten. Ein Physiker wird sie sich vor allem durch die Regeln der Physik erschließen. Der Mitarbeiter einer Bank wird vor allem finanzielle Aspekte heranziehen, um sich den Lauf der Dinge zu erklären. Ein Soziologe wird primär gesellschaftliche Aspekte in den Fokus rücken, während sich ein Psychologe eher auf die geistigen Prozesse konzentriert. Ein Koch kann sich die Welt über die Küchen der verschiedenen Länder und Kontinente erschließen, während ein Cineast sich von Film und zu Film und von Serie zu Serie hangeln wird, so wie ein Musikfan die jeweilige Klangwelt in den Blick nimmt, um entsprechende Rückschlüsse ziehen. Auch der Fußball kann eine solche Brille darstellen, durch die man sich die Welt erschließt.

Man mag nun einwenden, dass man aus dem Fußball nicht wirklich etwas Substanzielles über die Welt erfahren könne, schließlich sei dieser vom Menschen selbst konstruiert worden. Alles, was wir aus ihm herauslesen, ist demnach nur das, was wir vorher selbst in

ihn hineingelegt haben – ein Zirkelschluss. Bücher wie »Tor zur Welt: Fußball als Realitätsmodell« des deutschen Literaturwissenschaftlers und Kulturtheoretikers Klaus Theweleit oder »How Soccer Explains the World« des US-amerikanischen Journalisten Franklin Foer scheinen daher nur wenig erkenntnisfördernd zu sein.

Mit derselben Argumentation müsste man jedoch sämtliche Geisteswissenschaften abkanzeln, sind doch Romane, Opern, Ölgemälde und gesellschaftliche Strukturen letztlich von Menschenhand geschaffen – und doch erfahren wir aus ihnen immer wieder Neues über uns selbst. Dieser Denkweise liegt der Fehlschluss zu Grunde, der Mensch würde sich selbst und die Welt bereits so gut kennen, dass ihm sein gesamtes Handeln stets bewusst und das Ergebnis eines rationalen Prozesses wäre – was selbstverständlich nicht der Fall ist.

Vor diesem Hintergrund wollen wir den Fußball hier als einen Verfremdungseffekt im Brecht'schen Sinne begreifen, der uns durch die Schaffung einer gewissen Distanz das Wesen des Menschen und der Welt nur umso sichtbarer vor Augen führt. Der Fußball ist politisch, weil wir politische Motive in ihn hineintragen. Er ist wirtschaftlich, weil wir die Regeln der Wirtschaft auf ihn anwenden. Und er ist kulturell, weil er ebenso wie Literatur, Musik, Film oder Theater einen Bestandteil unseres alltäglichen Lebens darstellt.

Gleichzeitig ist der Fußball nicht nur ein Spiegel, sondern auch ein Akteur in Gesellschaft, Wirtschaft und Politik. Als möglicherweise größtes Massenphänomen unserer Zeit nehmen Spieler, Vereine und Funktionäre Einfluss auf unser Leben: Sie bestimmen unser Fernsehprogramm mit, sind am Aktienmarkt aktiv, schaffen zahlreiche Arbeitsplätze und dominieren so manche emotional geführte Debatte in Fachzeitschriften, Kneipen und Talk-Runden. Auch die Infrastruktur von Städten richtet sich mitunter nach ihnen: Was wäre ein Stadion ohne die dazugehörige Bushaltestelle oder Bahnstation – oder auch nur eine ausreichend breite Straße, die den Ansturm der Fans an Spieltagen bewältigen kann? Fußball ist für den Großteil der Menschheit, ob bewusst oder unbewusst, ein

Bestand ihres täglichen Lebens geworden und wurde mit der Zeit ein gewichtiger Spieler im Weltgeschehen.

Man kann daher nur spekulieren, wovon die Verantwortlichen an jenem Tag des Freundschaftsspiels am meisten überrascht waren: Davon, dass zwischen Frankreich und Algerien offenbar noch nicht wieder alles gut ist, oder davon, dass sich dies ausgerechnet im Rahmen eines Fußballspiels offenbart hat. Der französische Philosoph und Schriftsteller Albert Camus schrieb einst: »Alles was ich im Leben über Moral oder Verpflichtungen des Menschen gelernt habe, verdanke ich dem Fußball.« Camus musste es wissen: Als Torwart stand er einst selbst zwischen den Pfosten und erlebte auf diese Weise das Spiel und dessen Begleiterscheinungen aus nächster Nähe. Der Fußball ermöglicht es uns demnach, etwas über die Welt um uns herum, aber auch über den Menschen an sich zu lernen – und all das in nur 90 Minuten. Der französische Soziologe Pierre Bourdieu schrieb wiederum, es sei extrem schwierig, wirklich nur über den Sport an sich zu sprechen, da dieser doch ständig von allerlei Nebeneffekten überlagert werde, die den Sprecher immerwährend in Versuchung führen würden, statt über den Sport lieber über sie zu sprechen. Dieser Versuchung wollen wir im Folgenden ganz bewusst nachgeben – zeigen sie doch, dass der Fußball so viel mehr ist als einfach nur Fußball.